

Elias Steinmeyer  
Erlangen  
Luitpoldstr. 61

Bibliothek  
der Universität  
Erlangen

## Inhalts-Verzeichnis

### I. Romane und Novellen

- Das gelbe Haus. Von Liesbet Dill 529. 549.  
Der Platz an der Sonne. Roman von H. Schobert (Baronin von Bode) 538. 564. 583.  
601. 620. 643.  
Der Schweinehirt und der Ritter. Novelle von Lotte Gubalke 557. 576.  
Der Octopus. Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris 569. 589. 609. 629.  
657. 683. 700. 718. 742. 762. 782. 801. 815. 835. 855. 876. 901. 919. 939.  
958. 983. 1001. 1021. 1041.  
Die Ehre des Hauses. Roman von Balduin Groller 649. 669. 689. 709. 729. 749.  
769. 789. 809.  
Karun und seine Familie. Skizze aus dem mohammedanischen Familienleben von Arslan-Alga  
675.  
Zur linken Hand. Erzählung von A. Noël 736. 755. 775. 795.  
Die Gaul. Erzählung von Helene Raff 829. 849. 869.  
Im Laufgraben. Roman von Eva Gräfin von Baudissin 889. 909. 929. 949. 969.  
989. 1009. 1029.  
Erichsens Liebe. Von Georg Busse-Palma 934.  
Mathis. Erzählung von Viktor Fleischer 973.  
Groß-Settingsfeld. Bilder aus den russischen Wirren von Wilhelm Hesbe 994. 1013. 1034.

### II. Gedichte

- Bitte. Von Regine Ziegler 548.  
Der Stein. Von Wilhelm Langewiesche 648.  
Nachts in der Weltstadt. Von Paul Ig 668.  
Die Geige. Von Karl Bienenstein 708.  
Abgeblüht. Von Friedrich Beck 808.  
Leidenschaft. Von Irene von Schellander 848.  
Im Moor. Ballade von Luise Westkirch 900.  
Krankenlieder. Von Friede S. Kraze 968.  
Abendstimmung. Von Kurt Holm 968.  
Tal des Arno. Von Christian Wagner, Warmbronn 988.  
Das Glöckchen. Von Laurenz Riesgen 988.  
Das Warten stand singend am Tore. Von Johanna Siebel 993.  
Fromme Liebe. Von Karl Hans Strobl 1020.  
Mondnacht. Von Irene von Schellander 1028.  
Dein Weltbild. Von Erna Heinemann 1040.

„Nun, um die Wahrheit zu sagen,“ antwortete der Zeitungseigentümer, „an Sicherheiten habe ich eigentlich nicht gedacht. Ich glaubte vielmehr, Sie würden einsehen, wie sehr es in Ihrem Interesse liegt, mit mir ein Abkommen zu treffen. Sehen Sie, ich will diesen Artikel über Sie nicht drucken, Governor, und will auch nichts davon verlauten lassen, so daß jemand anders ihn drucken könnte, — und da scheint es mir doch, daß eine Liebe der andern wert ist. Verstehen Sie?“

Magnus verstand. In ihm wallte plötzlich das übermächtige Verlangen auf, den Erpresser an der Kehle zu packen und ihn auf der Stelle zu erwürgen oder doch wenigstens mit dem furchtbaren Zorn, den man von alters her an ihm kannte und vor dem ganze Versammlungen sich geduckt hatten, über den Unverschämten herzufallen. Aber daran konnte er nicht mehr denken. Nur die unantastbare Rechtllichkeit des Governors hatte seiner Empörung die zerschmetternde Wucht verliehen, nur seinen gerechten Zorn hatte man gefürchtet. Jetzt aber hatte er den Grund unter seinen Füßen verloren; er selbst hatte ihn zum Wanken gebracht. Dreimal schwach mußte der sein, dessen Sache ungerecht war. Vor diesem Provinzzeitungsschreiber, vor diesem bezahlten Mundstück der Eisenbahn stand er da als ein Ueberführter. Er war diesem Manne auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Der entdeckte Bestecher konnte eine Beleidigung nicht ahnden. Genslinger stand auf und strich seinen Hut mit dem Armel.

„Nun,“ sagte er, „Sie brauchen natürlich Zeit, sich's zu überlegen, und gleich im Augenblick können Sie eine solche Summe nicht aufbringen. Ich will bis Freitag mittag warten. Wir beginnen die Sonnabendausgabe am Freitag nachmittag um ungefähr vier Uhr zu setzen, und wir schließen die Formen um zwei Uhr morgens. Ich hoffe,“ fügte er, sich noch einmal an der Tür umwendend, hinzu, „daß Sie am Sonnabend morgen nichts Unangenehmes in Ihrem ‚Merkur‘ finden werden, Herr Derrick.“

Er ging hinaus und schloß die Tür hinter sich; wenige Augenblicke darauf hörte Magnus die Räder seines Buckboards auf dem Kies der Vorfahrt knirschen.

Der nächste Morgen brachte Magnus einen Brief von Gethings von der San Pablo-Ranch, die ganz in der Nähe von Bisalia lag. Der Brief meldete, daß man sich in der ganzen Umgebung von Bisalia auf den von der Neubemessung der Landpreise betroffenen Ranchos in den Waffen übte, und daß die Stärke der Liga unbestritten war. „Leider muß ich,“

hieß es in dem Briefe weiter, „auf ein höchst peinliches Ereignis zurückkommen. Sie werden sich zweifellos erinnern, daß am Ende unserer letzten Ausschussung ganz bestimmte Beschuldigungen hinsichtlich der Aufstellung und Wahl eines unsrer Kommissare ausgesprochen wurden und zwar bedauerlicherweise von dem Kommissar selbst. Diese Beschuldigungen, mein werter Herr Derrick, waren direkt gegen Sie gerichtet. Wie das von dem Ausschuss geheim zu haltende durchsichern konnte, ist mir unverständlich. Meines unbedingten Vertrauens und meiner treuen Ergebenheit können Sie sich selbstverständlich versichert halten. Zu meinem größten Bedauern muß ich jedoch feststellen, daß das Gerücht von den obenerwähnten Anschuldigungen in hiesiger Gegend Verbreitung findet, und daß die Feinde der Liga es sich zunutze machen. Selbst wenn zugegeben würde, daß betrügerische Mittel bei den Wahlen angewendet wurden, was ich für meine Person natürlich nicht zugebe, so bin ich doch der Meinung, daß dieser Umstand an dem Vertrauen, das die überwiegende Mehrheit der Ligamitglieder in ihre Führer setzt, nicht viel ändern würde. Da wir aber stets die Unantastbarkeit unsers Standpunktes im Gegensatz zu den Schikanen der Bahn betont haben, so würde ich es für angezeigt halten, den sich regenden Verdacht im Keime zu ersticken. Ein Dementi dieser Gerüchte zu veröffentlichen hieße ihnen zu viel Gewicht beilegen. Möchten Sie mir aber vielleicht nicht einen Brief schreiben, in dem Sie genau auseinandersetzen, in welcher Weise die Wahlkampagne geführt und wie die Kommission aufgestellt und gewählt wurde? Ich könnte diese Erklärung einigen Mißvergnügten zeigen; dadurch würde jeder Verdacht sofort beseitigt werden. Ich glaube, es würde gut sein, wenn Sie so schreiben, als ob der Anstoß dazu nicht von mir, sondern von Ihnen selbst ausgegangen wäre, und daß Sie von meinem heutigen Briefe keine Notiz nehmen. Ich unterbreite Ihnen damit nur einen Vorschlag und werde vertrauensvoll jede von Ihnen getroffene Entscheidung gutheißen.“

Magnus war allein, als er dieses Schreiben las. Er verwahrte es sorgfältig in dem Briefordnerschrank der Office und trocknete sich den Schweiß von Stirn und Gesicht. Mit schlaff herabhängenden Armen und geballten Fäusten stand er eine Weile wie gebannt und starrte fassungslos nach der gegenüberliegenden Wand.

„Das häuft sich,“ murmelte er. „Mein Gott, das häuft sich. Was soll ich tun?“ —

(Fortsetzung folgt)

# Deutsche Romanbibliothek

Wöchentlich eine Nummer Alle 14 Tage ein Heft  
N<sup>o</sup> 45

## Im Laufgraben

Roman

von

Eva Gräfin von Baudissin

(Alle Rechte vorbehalten)

Die kleine Pause trat ein, die dem Ende feierlicher Besuche voranzugehen pflegt, dieser Moment allgemeiner Erschöpfung, in dem sich die eben noch lebhaft und interessiert Plaudernden auf keine Frage mehr über die Wohnung, das Einleben und die Qualität der Defen besinnen können. Lulu sah schen von einem zum andern. Sie atmete unbewußt erleichtert auf, als der stattliche Offizier seiner Gefährtin zuwinkte und sich beide gleichzeitig erhoben.

Da wich auch der Bann von ihr, und sie fand noch ein liebenswürdiges Wort des Bedauerns.

„Können Sie malen?“ fragte der Oberst, der voranschritt. Der Engpaß zwischen der alten, ausgelegten Kommode und den Stuhlgruppen gestattete kein höfliches Vorüberlassen der Damen.

„Ein bißchen,“ antwortete Lulu bescheiden.

„Nun, da haben Sie ja einen prächtigen Vorwurf, direkt vor Ihren Fenstern,“ meinte der Oberst lachend. „Sehen Sie nur den Kontrast: blendender Schnee auf dem Exerzierplatz, ein hartblauer Winterhimmel, im Hintergrund die rote Kaserne, von weißen Linien umsäumt, und vorn — streng realistisch! — rund um den Platz, auf dem Statet hängend, unsre zweite Garnitur zum Auslüften! Gefällt Ihnen das nicht?! Versuchen Sie nur Ihre Künste, meine gnädige Frau!“

Er küßte Lulu die Hand, die Frau Oberst bat um einen häufigen Besuch, und nachdem sie im Vorbeisichreiten noch im winzigen Bücherzimmer Halt gemacht und die Bibliothek bewundert hatten, die es fast ausfüllte, gingen sie endlich hinaus. Dieses letzte Lob sollte ihr jeder Gast; und bei jedem Abschied horchte sie ebenso ängstlich, ob beim Paletotanzziehen nicht wieder im dunkeln Korridor das Tischchen mit der Wistentkartenschale umfallen würde. Wichtig! Sie hörte einen Fall, einen ängstlichen Ausschrei der Dame, einen halbunterdrückten Fluch des Obersten — dann schloß sich die Glastür.

Sie ging gar nicht erst hinaus. Margen, der Burche, würde doch nur wieder halb trotzig, halb gekränkt sagen: „Da kann ich nichts vor.“

Sie trat langsam ans Fenster zurück und blickte durchs Store. Unten gingen der Oberst und seine Frau vorüber. Die sprachen nun sicherlich über sie, über die enge, kleine Wohnung, und bemitleideten sie am Ende — nein, sie wollte gar kein Mitleid! Es war ihr innerlich so gleichgültig, ob die Kameraden ihres Mannes gleich ihre Verhältnisse durchschauten. Den meisten ging es ja auch nicht besser, und sie trugen doch ihr Los mit Würde. Ja, wenn sie das auch erst könnten, sie und Fred, dann würde alles gut! Aber solange sie litten und sich quälten und zu keiner ruhigen Betrachtung ihrer Lage kamen und sich nicht mit Anstand, ohne Verbitterung, aber auch ohne Leichtsinns hineinfanden, so lange wollte sie sich ängstlich vor allen verkriechen und niemand Einblick in die beginnende häusliche Misere gewähren. Auch nicht in die Entfremdung zwischen ihr und Fred. Ihr Herz zog sich zusammen, als sie das dachte, und der Vorhang, an den sie sich hielt, zitterte leise in ihren Händen. Aber bald beruhigte sie sich wieder: niemand, niemand konnte es ahnen! Sie waren solch junges Paar, kaum vier Monate verheiratet, sie wußte, daß die jüngeren Offiziere Fred noch mit seiner Zärtlichkeit neckten. Und Fred selbst merkte am allerwenigsten, daß sich langsam, langsam eine Wand zwischen ihnen aufrichtete, von der die gegenseitige Verständigung abprallte. Nach außenhin wollte sie immer eine heitere, zufriedene Miene zeigen, sie wollte keine unglückliche Frau sein und nicht bemitleidet werden — vielleicht bildete sie sich auch alles nur ein, die Entfremdung und den Kummer. Vielleicht sah sie alles so schwarz, weil eben die Verhältnisse sie drückten und die Angst vor der Zukunft.

Der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie weinte. — Im selben Augenblick sagte der Oberst an der Straßenseite

eße zu seiner Frau: „Weißt du, diese kleine Brieftut mir leid! Sie hat schon solch verkümmertes Gesicht, und diese elende Wohnung, und die Aussicht auf unsre Toiletenschätze!“

„Ach, unsre erste Wohnung war auch nicht besser,“ meinte die Frau Oberst obenhin. „Dafür haben sie doch den Vorteil, in einer großen Garnison zu stehen, da kümmert sich niemand darum, wie sie leben und sich einrichten. Aber ich weiß, was ihr fehlt — natürlich!“

Das letzte Wort sagte sie mit Nachdruck, und der Oberst fragte interessiert und verständnisvoll: „Wirklich?! Schade, daß es immer zu den Unrichtigen kommt.“

Diese leise Klage ignorierte seine Frau. Sie hatten keine Kinder, und in den ersten Jahren hatten sie beide darunter gelitten. Aber dann hatte die Frau Oberst gesehen, was für Kosten und Unruhen die anwachsenden Familien den Leuten ihrer Kreise bereiteten; wie schwierig die Umzüge wurden, denen man doch nicht entging, welche Mühe es machte, die Kinder immer wieder in neue Schulen zu stecken, bis man sich schließlich doch von ihnen trennen mußte, um ihnen eine rationelle Erziehung zu geben. Von dem allen blieb sie verschont. Warum sollte sie da klagen? Es war sicher besser so. Sie war allmählich Fatalistin geworden.

Wenn Lulu geahnt hätte, daß auch dies Geheimnis nicht mehr ihr eignes sei! Sie hatte noch nicht einmal gewagt, selbst ganz sicher mit der Tatsache zu rechnen. Ihre Gedanken verwirrten sich, wenn sie so weit gelangte: was kaum, kaum für zwei reichte, wie sollte das noch für ein drittes genug sein?

Sie ließ den Vorhang los und richtete sich auf. Was andern Frauen die höchste Glückseligkeit bereitete, wollte sie mit Tränen empfangen — war sie dann wert, Mutter zu werden? Durfte sie so verzagt sein, machte sie ihrem armen Mann das Leben dadurch nicht noch schwerer?

Er war noch so jung, so unreif. Sie kam sich, trotzdem sie mehrere Jahre jünger war als er, immer als die bedeutend Ältere vor. Vielleicht weil sie ernster war und alles schwerer nahm als er. Ihm halfen Sorglosigkeit und gute Laune leicht über alles fort. Sie wollte ihm auch nicht die Flügel stutzen, ihn nicht mit kleinlichen Sorgen zu Boden drücken. Es war so schön, ihn in seiner Jugendfrische und Heiterkeit zu sehen — soviel als möglich wollte sie auf die eignen Schultern nehmen.

Mit diesem Voratz ging sie hinaus, fort über den schmalen dunkeln Korridor, auf dem auch sie mit dem dünnbeinigen Tischchen kollidierte, bis hinüber ins kleine Wohnzimmer, das neben ihres Mannes Stube lag.

Sie hatten die Verbindungstür zwischen den Räumen ausgehoben, um beide mit einem kleinen eisernen Füllöfen zu heizen, der, nicht sehr geschmackvoll, aber praktisch, einfach vor den Kachelofen gestellt worden war und sein Abzugsrohr in dessen Mund steckte. Margen war damit beschäftigt, im Feuer mit einem langen Haken herumzubohren. Er hatte den Ofendeckel dazu abgenommen, und das ganze Zimmer war von einem feinen betäubenden Kohlendunst erfüllt.

„Setzen Sie doch den Deckel wieder auf,“ gebot Lulu.

Aber Margen schüttelte den Kopf. „Er ist nu doch wieder aus, das alte Tier,“ sagte er wütend. „Ich will man 'nen bißchen Spiritus von unten holen, damit er brennt, ehe daß der Herr nach Hause kömmt.“

Lulu trat besichtigend heran. Dieser Ofen war wirklich wie eine Atrappe mit Ueberraschungen; entweder glühte er, daß die Möbel Sprünge bekamen und die Bilderrahmen verräterisch krachten, oder er ging wider alle Vermutung und ohne den leisesten Grund einfach aus. Er war launisch wie ein krankes Kind.

Margen kam mit einer großen Weinflasche zurück und goß gemütlich einen tüchtigen Schuß Spiritus auf die Kohlen. Und irgendwo mußte doch noch ein Funken geglüht haben. Denn plötzlich stieg eine große Flamme wie eine Säule aus dem Rohr empor, begleitet von einem lauten Knall, sah den beiden Beobachtern neugierig und scharf ins Gesicht und sank im Nu wieder in sich zusammen. Lulu lehnte sich ängstlich an die Wand, Margen hatte sich aufs Büfett gerettet.

„Aber nu brennt er,“ versicherte er freudig.

Lulu umschnürte einen Pappkarton, der schon fertig gepackt war, mit festem Bindfaden und übergab ihn dem Burschen.

„Ich wollte Sie vorhin schon bitten, dies zur Stadt zu tragen, Margen,“ sagte sie dabei. „Der Besuch kam dazwischen. Wollen Sie es, bitte, gleich besorgen?“

Margen warf einen Blick auf die Cuivre-polirte Uhr, ein Hochzeitsgeschenk, die in einem runden breiten Rahmen saß und die Fred daher den „Kochdeckel“ genannt hatte.

„Erst muß ich doch warten, bis der Herr kommt,“ meinte er. „Und dann ist es nachher zu spät zu Tisch.“

„Nein, gehen Sie nur,“ bat Lulu. „Ich werde dem Herrn helfen beim Umkleiden. Mir liegt daran, daß das Paket gleich zurückkommt. — Sie können ja“ — sie besann sich einen Moment: aber wenn sie selbst etwas weniger Fleisch nehmen würde! — „Sie können ja bei uns miteßsen.“

Margen dachte voll Wehmut an die paar Koteletts, die Hermine unten in der Küche breittlopfte, um ihnen mehr Umfang zu verleihen. Nein, das beste wäre, er äße jetzt schnell in der Kaserne, auf dem Wege zur Stadt, und dann später hier noch einmal. —

„Sagen Sie also, bitte, ich käme in den nächsten Tagen selbst vor,“ schärste Lulu ihm ein. „Das Jackett paßt mir nicht ganz.“ Margen schmunzelte. „Sie können das ruhig sagen,“ wiederholte Lulu ärgerlich. „Es ist höflicher als das glatte Zurückschicken.“

Margen schmunzelte nur noch mehr. Lulu konnte sich den Grund seiner Heiterkeit nicht erklären, vermutete aber, daß er die wahre Ursache der Ablehnung des Jacketts erkannt habe. Sie fragte ihn nicht, sie hatte sich ja fest vorgenommen, niemand in ihre Karten sehen zu lassen! Aber ärgerlich war es doch, Wenn man mehr Geld hätte, brauchte man keine törichte Ausflüchte. Dann hätte man den Mut, einfach sagen zu lassen: „Ich will es nicht, es ist mir zu teuer.“ Diese Armut machte feige, feige. Das war das Erbärmlichste an ihr. Das Ertragen selbst, du lieber Gott, das war gar nicht schwer. Wie sie heute morgen den Karton öffnete, den Fred ihr heimlich aus der Stadt zugesandt hatte, betrachtete sie das feine Pelzwerk mit Kenneraugen und fand es schön und wertvoll. Doch nicht einen Moment hatte sie gezaubert oder auch nur mit der Möglichkeit gerechnet, es zu behalten. Freds Güte aber hatte sie gerührt, und fast wehmutsvoll mußte sie lächeln: er hatte noch sechzig Pfennige in der Tasche und ging hin und kaufte ihr eine Nerzjacke! Sie wollte ihm auch gewiß keine Vorwürfe machen und ihm die Ablehnung recht erleichtern!

Sie ging noch einmal in sein Toilettenzimmer, das fast so dunkel wie der Korridor war, denn es erhielt sein Licht nur durch ein schmales Fenster zum Hof. Und drüben, fast mit der Hand zu greifen, erhob sich schon die nachbarliche Wand. Sie freute sich ordentlich, als sie in das helle Wohnzimmer zurückkam. Dann hängte sie Freds Vitewka über eine Stuhllehne und stellte seine Lederschuhe dicht an den Ofen, in dem es nun knisterte und sauste. Fred kam immer so erfroren vom „Rekrutendrillen“ zurück. Es war auch nicht leicht, das frühe Aufstehen jetzt im Winter, meistens um fünf oder sechs Uhr; eine kurze Mittagspause von zwölf bis zwei und dann wieder Dienst bis fünf oder sechs Uhr. Fred schalt auch auf den Dienst, bis er satt und ausgeruht war. Das kannte Lulu gar nicht. Der Beruf war doch etwas Wichtiges, fast Heiliges, man tat ohne Murren, wie etwas Selbstverständliches, seine Pflicht. Und sie war auch überzeugt, daß es Fred mit seiner Unzufriedenheit gar nicht recht Ernst sei. Der Dienst war ihm augen-

blicklich unbequem, sie fand ja auch selbst, daß man wenig Zeit füreinander hatte; eigentlich nur des Abends. Aber wie gemütlich waren dann auch diese Stunden! Nein, wenn es zum Frühjahr ginge und wenn er dann mit seinen Soldaten so lustig ins Freie zöge, so würden auch Freds Klagen verstummen. Sie wenigstens stellte es sich schön und interessant vor, mit einer Schar junger Leute weit hinauszuwandern, sie zu belehren und zu erziehen und allmählich aus ungeschickten Menschen tüchtige, gut zu verwendende Soldaten zu machen. Wenn Fred das auch so aufsaßte, ein wenig über der idealen Seite der Sache die oft unbequeme praktische vergäße, so würde er sich das Dasein wirklich erleichtern. Wieviel kam es nicht auf die Vorstellung an, wie sehr hatte man es nicht in seiner Macht, sich das Leben nach Wunsch zu gestalten, wenn man nur mit dem besten Willen heranging! Ob sich die Theorie auf alles anwenden ließe? Auch auf — auf knappe Geldverhältnisse —?

Wie erniedrigend, daß sie immer zu diesem Ausgangspunkt zurückkam! Spielte das Geld denn wirklich solche Rolle?

Ihre Stirn fürchte sich von neuem, während sie den Frühstückstisch deckte. Margen hatte schon die Kuverts auf einem Tablett heraufgebracht, sie breitete nun das Tischtuch aus und legte die Gedecke zurecht. In die Mitte kam eine kleine Vase mit einem Tannenzweig und zwei weißen Astarten. Aber es sah doch freundlicher aus mit den bescheidenen Blumen.

Lulu klopfte ein paarmal mit dem Hacken auf, das war das Zeichen für Hermine, denn gerade unterm Wohnzimmer lag die Küche. Gleich darauf stürzte auch Hermine die steile Treppe empor, stieß die Tür auf und brach wie ein ungestümes wildes Pferd in den friedlichen Raum. Sie war so groß und stark, daß sie zwischen den engen Wänden, den zierlichen Möbeln ganz unharmonisch wirkte. Fred nannte sie wegen ihrer krausen blonden Haare, die fast undurchdringlich schienen, und der vorspringenden vollen Lippen den „weißen Neger“.

Lulu nahm ihr die große Schüssel mit belegten Bröten ab, die sie selbst vorhin in der Küche bereitet, bis der Besuch des Obersts und seiner Frau sie gestört hatte. Hermine hatte das Arrangement auf der Schüssel übernommen und sie in wunder schönen, sich immer mehr verengenden Kreisen übereinandergetürmt.

„Sowie Herr Baron kommt, bringen Sie den Tee und die Eier,“ gebot Lulu. „Aber gleich, hören Sie! Herr Baron mag nicht warten. Sobald die Tür Glocke klingelt, tragen Sie alles ins Wohnzimmer.“

Hermine polterte wieder in die untere Region hinab, und Lulu setzte sich an das große breite Fenster, das in den Hintergarten hinausging. Sie hatte sich hier

einen kleinen Tisch zum Lesen und Schreiben hingestellt, um den Salon nicht heizen zu müssen. Fred war doch kaum zu Hause, sie störte ihn also nicht. Und Besucher, die aus der Kälte draußen kamen, fanden es auch im kalten Zimmer behaglich. Wenigstens beruhigte sie sich mit dem Gedanken.

Aus ihrer Schreibmappe sah ein Zettel hervor, mechanisch nahm sie ihn in die Hand. Ja, sie hatte rechnen wollen, einmal ganz genau. Wenn sie sich einen Uberschlag machte und die einzelnen Rubriken fest innehielt, so mußte es doch gehen! Fred hatte einfach gesagt: „Gib dir keine Mühe, es geht doch nicht! Ob du rechnest oder nicht. Das beste ist, es sich gar nicht erst entsetzlich klarzumachen, sondern ruhig draufloszuleben. Mehr als sparen kann man nicht.“

Nein! Aber man konnte es sich vernünftig einteilen, hatte sie behauptet. „Welches ‚es‘?“ hatte er gespottet. „Das Geld, das du nicht hast?!“

Aber sie hatte sich nicht entmutigen lassen. Sie nahm auch jetzt den Bleistift auf und überlas die Ziffernreihen. Links standen die Einnahmen:

Zinsen	Mk. 2500
Freds Gehalt	900
	<u>Mk. 3400</u>

Denn mehr als neunhundert Mark würden auf keinen Fall von seinem Gehalt nachbleiben, hatte er gemeint. Die hundertundvierzig Mark monatlich ständen nur auf dem Papier, die Kleiderkasse, Einkommensteuern und so und so viel Extrasachen kämen gleich in Abzug, da wären neunhundert Mark schon das Höchste, was man trotz der ersten Servisklasse rechnen dürfe.

Rechts gegenüber hatte sie die Ausgaben verzeichnet. Nur die ganz großen, in Bausch und Bogen:

Miete	Mk. 1100
Wirtschaftsgeld	1800
Lohn für Hermine	240
Lohn für Margen	72
	<u>Mk. 3212</u>

Und neben die noch übrigbleibenden hundertundachtzig Mark hatte sie geschrieben: Feuerung, Kleidung u. s. w., u. s. w.

Jawohl: u. s. w.! Wie sie bis dahin gekommen war, hatte Fred ihr über die Schulter gesehen und laut gelacht.

„Und so weiter, mein Herz, für zweihundert Mark! Nein, das geht nicht; siehst du wohl? Wie Recht hatte ich: rechnen verwirrt nur noch mehr.“ Dann hatte er den Bleistift genommen und bei den Einnahmen eine Bier aus der Drei gemacht. Da hatte die Rechnung gleich ein andres Gesicht bekommen.

„Wo nimmst du die Tausend her?“ hatte Lulu gefragt.

„Von meinem kleinen Kapital, Liebling. Wenn wir jedes Jahr nur ein Tausend aufnehmen, reicht es, ja reicht es fast, bis ich Hauptmann werde. Noch elf Jahre —“

„Aber die Zinsen verringern sich,“ bemerkte sie ernsthaft. „Die vierhundert Mark sind in den zweitausendfünfhundert miteinbegriffen —“

„Herzblatt!“ rief er ungeduldig. „Glaubst du, man merkt es in den ersten Jahren, ob man vierzig oder achtzig Mark mehr hat?! Dafür bekommst du doch rund tausend Mark dazu — da kann dein ‚Undsowweiter‘ ganz andre Dimensionen annehmen —“

Lulu hatte widersprochen, aber er sah sie lächelnd an: „Sollten wir in diesem Jahr nicht doch noch Extraausgaben haben, Kleine? Ist es nicht viel richtiger, die gleich mit zu berechnen?“

Ja, ja, eine große Extraausgabe! Sie wagte nicht, sie in Details zu zerlegen. Fred hatte recht, wenn er für dieses Jahr tausend Mark zulegen wollte. Aber im nächsten auf keinen, keinen Fall, oder höchstens nur fünf- bis sechshundert Mark. Denn wenn nun einer von ihnen krank wurde, ehe die elf Jahre bis zum Hauptmann überwunden waren, oder eine Badereise brauchte — wenn sie dann in den letzten Jahren nichts mehr aufzunehmen hätten — sie schloß die Augen vor Schreck, ihr wurde ganz schlecht. Dann schob sie den Zettel wieder zurück in die Mappe, nein, es war viel, viel besser, nicht zu denken, draufloszuleben, wie Fred sagte. Hatte man ihnen nicht immer und immer wieder versichert, daß unzählige Offiziersfamilien nicht mehr Einkommen bekämen und doch anständig und standesgemäß davon lebten? Warum sollten denn nur sie — sie nicht fertig bringen, was doch alle andern konnten? Und sie hatten noch den Vorteil gehabt, gleich von der kleinen Stadt, in der Fred gestanden und in der sie sich kennen gelernt hatten, in eine große Garnison versetzt zu werden, wo ihnen die erste Serviceklasse und der höchste Wohnungsgeldzuschuß gezahlt wurde.

„Dafür wird das Leben dort teurer sein,“ hatte Lulu gemeint.

Aber Fred behauptete, das Leben sei jetzt nirgends mehr billig, der Gedanke sei eine Utopie, und tausendmal besser wäre es, etwas mehr Bargeld in die Hand zu bekommen.

Ja, wenn sie noch weniger hätten —

Sie erhob sich hastig, es wurde ja schon zur Manie bei ihr, dies Grübeln und Rechnen! Wie prosaisch, wie kleinlich, immer und immer nur an die Vermögensverhältnisse zu denken! Das kam vom Stillstehen. Sie schob den Vorhang zur Seite. Vor ihren Augen breitete sich der kleine Garten aus, ein friedlicher weißer Fleck zwischen den berußten grauen

Mauern ringsum. Der Vorgänger hatte zwar sorgfältig jede Pflanze herausgegraben und einen leeren Rasenplatz und verwüstete Beete zurückgelassen, aber im Hintergrund, wo der Boden zu einer kleinen Anhöhe anwuchs, standen noch einige Flieder- und Jasmin-gesträuche, die ihre bereiften Zweige mit den neugierig über die Planke schauenden des Nachbargebietes mischten. Von Freds Zimmer aus führte über eine kleine gedeckte Terrasse eine Treppe in ihren „Privatpark“, wie Fred persiflierte, und sie freuten sich schon darauf, im Sommer im bescheidenen Gartenhäuschen, das in einer Ecke stand, zu sitzen; oder auch auf dem kleinen Balkon, gleich an Freds Tür. Sie hatten ja die Wahl! Und sie hatten es eigentlich recht gut. Die Sonne schien so warm zu ihr hinein, das Zimmer sah freundlich und hübsch aus, und der Ofen hatte sich wirklich auf sich besonnen und brannte, ohne übermäßig zu riechen.

Sie ließ den Vorhang zurück, griff wieder zum Bleistift — und begann auf einem Stückchen Papier den kleinen Garten zu zeichnen. Wenn sie später einmal versetzt wurden, hatte sie doch ein Bild von ihrem ersten glücklichen Reich. Sie vertiefte sich ganz in ihre Arbeit, merkwürdig, erst durch die Frage des Obersten war sie an ihre bescheidenen Künste erinnert worden. Es war doch solch eine stille, angenehme Beschäftigung, störte niemand und lenkte die Gedanken ab — wie hatte sie sie nur ganz vergessen können?

Da klang draußen anhaltend die elektrische Glocke, und sie sprang empor: Fred wartete so ungern! Aber wie sie noch auf dem Korridor entlang lief, geleitet von dem spärlichen Licht, das durch die Glastür des kleinen Büchzimmers fiel, klingelte er noch einmal, stärker und hastig, und wie sie atemlos die Tür öffnete, fragte er ärgerlich: „Weshalb paßt ihr denn nicht auf? Und wo ist Margen?“

Seine Laune wurde nicht besser, als er von Margens Abwesenheit erfuhr: er sollte mittags dasein, um beim Umkleiden zu helfen — mein Gott, wofür hatte man denn seinen Burschen?!

Lulu ging stillschweigend mit ins Toilettenzimmer. Aber die schweren hohen Schaffstiefel ließen sich schlecht von den kalten Füßen abziehen, das lange Beinkleid war nicht im Schrank zu finden, bis sie es auf der Stuhllehne entdeckten, über die Margen es schon fürsorglich gehängt hatte, und schließlich lief sie noch ins Eckzimmer zurück, um die durchwärmte Wiewka und die Schuhe zu holen. Hermine hatte aber den Tee und die Eier glücklicherweise schon gebracht, und Freds Mienen hellten sich am Frühstückstisch allmählich wieder auf.

„Ja, nun bin ich wieder gern Soldat,“ sagte er, als er satt war. „Sonst — du glaubst nicht, wie

mich der Dienst langweilt! Die Instruktionsstunden gehen noch, aber nachher das Laufen und Schrittübungen — es ist zum Verzweifeln! Und ich weiß es auch, ich halte es nicht aus!“

„Aber ich bitte dich,“ unterbrach Lulu ihn lachend, „du bekommst doch nur noch einen oder zwei Winter Rekruten zum Ausbilden, dann hast du doch das Schlimmste überstanden!“

„Meinst du?“ fragte er gereizt. „Mir ist dies Hackenzusammenschlagen und Gradestehen zuwider, man ist eine Maschine ohne eigne Meinung, ohne eignen Willen — und kurz und gut, ich eigne mich absolut nicht zum Soldaten! Mir ist trotz der Jahre im Kadettenkorps die Disziplin nicht in Fleisch und Blut übergegangen, ich kann nicht blindlings gehorchen, gegen meine bessere Ueberzeugung, und was das Schlimmste und Strafbarste ist: ich erlaube mir eine Kritik meiner Vorgesetzten! Zwar selten in Worten, das bekommt zu schlecht — aber sie lesen meine Ansicht in meinen Mienen und aus der zögernden Erfüllung ihrer Befehle. Und so sind wir Tag für Tag in einem stillen, erbitterten Kampf, mein Hauptmann und ich. Und das reißt uns beide auf.“

„Und wie stehst du dich mit Pöhle?“ fragte Lulu.

„Ach, mein Herr Ober! — Der lacht mich aus, daß ich mir das Leben so schwer mache, und manchmal macht er ganz entsetzte Augen, daß ich es überhaupt wage, am königlichen Dienst und an der vorzüglichen Einrichtung und Organisation der Armee etwas zu tabeln. Er hält mich für einen Rebellen und Revolutionär. Das Schaf!“ fuhr er verächtlich fort. „Gerade ich, ich liebe die Armee viel, viel mehr, viel heißer und — unglücklicher als die andern, wollen wir sagen. Denn ich sehe die Fehler, die gemacht werden, und möchte so gern helfen und ändern. Und das wollen sie nicht einsehen! Sie meinen, ich sei ein Mörgler und Querulant.“

„Vielleicht halten sie dich für zu jung, um schon reformieren zu wollen,“ wandte Lulu vorsichtig ein. „Wenn du erst mehr Erfahrungen gesammelt hast, lernst du vielleicht einsehen, daß die Fehler nicht zu vermeiden sind, daß eben überall Unvollkommenheiten bleiben —“

„Gewiß, und mit diesem Trost soll man sich beruhigen,“ sagte Fred schroff. „Ich soll also abwarten, bis ich auch alt und mürrisch und lau bin und denke: laß laufen! Après nous le déluge! Und aus der Feigheit und Zagheit der Erkennenden und Marschierenden wird sich wie von einem schlecht verschlossenen Zündstoff aus ein unruhiger, unzufriedener Geist ausbreiten — hältst du das nicht für viel, viel schädlicher als einen offenen Tadel und das offene Zu-

